

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 23 (1943-1944)
Heft: 9-10

Artikel: Der gute Mann aus Kapstadt
Autor: Sprecher, Jann v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der gute Mann aus Kapstadt.

Von Jann v. Sprecher.

Der Aufbruch Europas zur Nachkriegszeit geschieht auf seltsam verschlungenen Wegen. Zwar begann es mit einem Lichtpunkt, als am 14. August 1941 der Präsident und der Premierminister auf dem blankgeschauerten Deck der „Prince of Wales“ die Atlantik-Charta verkündeten. War es nicht wirklich wie der Aufbruch zu einer neuen Zeit — war es nicht für die kleinen Völker das lang ersehnte Wort, das endlich die Erlösung bringen sollte von jenem schier unerträglichem Druck, der, in der Perspektive des „Neuen Europa“ aus Berlin, in der Perspektive des „Großraumes“, in der Perspektive der Herrschaft des Herrenvolkes, ihre Gemüter belastete, und für die Zukunft kaum mehr Hoffnungen ließ? Über zwei Jahre sind seitdem vergangen; in diesen zwei Jahren aber verflüchtigte sich allmählich die Perspektive des „Neuen Europa“ der Achsenplanung; denn mehr und mehr verschwanden seine Umrisse im Nebel der schweren Staubwolken russischer Steppen und in den Sandstürmen der Wüste Tripolitaniens. Nun ist längst auch die Achse selbst zerbrochen, auf deren stählerem Bestande das „Neue Europa“ ruhen sollte, und mit ihr und dem Laufe der Dinge hat dieser Plan seine Gestalt verloren und seine Gewalt über die Kleinen eingebüßt. Allein, wie seltsam: vielen scheint es, als sei im Zuge der selben Entwicklung, und im Sinne einer eigentümlich gebundenen Parallelität, auch jenes stolze Schloß der großen Hoffnung wieder in das Meer versunken, aus dem es gehoben, dem Schicksal gleich des stolzen Schiffes, von dessen weißem Deck einst die Flügel einer besseren Zukunft in die Herzen der Kleinen — der freien unter ihnen wie der geknechteten — Freude und glückliche Zuversicht gesenkt. Um die Atlantik-Charta ist es still geworden.

Millionen von Menschen in Europa haben die Freiheit verloren. Und so brennt in ihren Herzen der einzige Wunsch: wieder frei zu werden. Dafür leben sie, dafür arbeiten sie, dafür wagen sie alles, dafür geben sie ihr Leben. Es ist das einzige, was sie noch aufrechterhält. Nähme man ihnen diese Hoffnung — sie hätten alles verloren. Von der Außenwelt weitgehend abgeschnitten, erwarten sie den Tag der Freiheit. Viele von ihnen wissen wohl kaum, was um sie vorgeht. Zwar wissen sie, daß sich das Blatt gewendet hat. Und das genügt ihnen. So arbeiten sie weiter und warten weiter, bis zu dem großen Tag. Vielleicht wissen sie auch nicht,

was Herr Salazar, der autoritäre Ministerpräsident von Portugal, neulich erklärte: daß nämlich die kleinen Staaten Europas künftig nicht mehr Deutschland, sondern Rußland fürchten würden. Nein — das wissen sie vielleicht nicht, und vieles andere auch nicht, und so arbeiten sie weiter und warten weiter auf den großen Tag.

Den Völkern aber, denen das Schicksal ihre Freiheit erhalten und ihre Unabhängigkeit bewahrt hat — nicht das Schicksal allein zwar, sondern mindestens ebenso ihr fester Wille und die geschickte Hand in der Führung ihrer Politik (das darf ruhig einmal festgestellt werden!) —, gab es noch eine andere Chance: die Chance der offenen Perspektive, die Chance, alles einigermaßen überblicken zu können, die Chance, täglich mit offenen Augen Geschichte zu erleben — wenn sie nur wollen. Sie haben in diesem Punkte vielen anderen einiges voraus, und gerade aus diesem Blickpunkte sind sie besonders zu beneiden. Aber mit der Chance allein ist es nicht getan — es gilt, sie zu nützen, so lange es Zeit ist — es gilt, die Augen klar und die Ohren steif zu halten — es gilt, wachsam zu sein und kritisch — vor allem aber gilt es, sich durch keinerlei Propaganda von jenem einzig geraden Wege abbringen zu lassen, der da bedeutet: haarfahrig beobachten und nüchtern, allfällig vorhandene Illusionen in die Ecke stellen, wo sie hingehören, zumal sie ja ohnehin nur da sind, um enttäuscht zu werden, und mit klarem Urteil die Wahrheit zu erkennen, auch dann, wenn sie weniger angenehm ist, als Fantasie und Geist sie so schön hinzumalen pflegten . . .

Unser Europa, das wir gerade wegen seiner Fehler so lieben, wegen der Wunden verehren, die es sich selber, Jahrhundert um Jahrhundert, zu schlagen pflegt, wegen des grausamen Schicksals bewundern, das es seine Feindschaften bis zur Selbstzerfleischung auskämpfen läßt, liegt vor unseren Augen in seiner Geschichte wie ein offenes Buch, in dem es sich geziemt, ruhig zu lesen und mit Bedacht die Seiten zu betrachten. Nun hat das Schicksal unserer Generation zugedacht, daß wir zweimal einem großen Wenden in diesem Buche beobachtend beiwohnen, und dafür sollten wir ihm eigentlich in einer Beziehung dankbar sein. Denn vielleicht hat es uns so doch die Augen über dieses und jenes geöffnet, was wir in Jahrzehnten ruhigen Friedens mangels Gelegenheit versäumt hätten, zu beobachten, und dazu vergessen, es im Buche der Geschichte nachzuschlagen.

Seitdem am 14. August 1941 die weiße Taube das blanke Deck des stolzen Schiffes im Atlantik verließ, in frohem Fluge, zu froher Botschaft, seitdem ist über Europa Geschichte gesprochen worden. Zwei Jahre sind schon vergangen — in diesen zwei Jahren aber ist eine Entwicklung durchgebrochen, die auch scheinbar noch so Unantastbares beiseiteschieben, auch ein scheinbar noch so endgültig gesprochenes Wort bis zur Vergessenheit verklungen lassen mußte. Denn in dieser Zeit haben die Armeen des Marschalls Stalin das Hauptblatt im Buche gewendet. Sie waren es, die jene Entwicklung bestimmten, auf deren Linie — in unverkennbarer

Abstufung, wie auf einen unvermeidlichen Endpunkt — die Begriffe Casablanca, Quebec, Moskau und Teheran liegen. Sie waren es, die, mit jedem schweren Schlage mehr, den sie den Armeen des Nationalsozialismus zufügten, eben auch das schöne Bild von dem stolzen Schiffe inmitten des Atlantik zerشلugen, um es endlich für uns alle irgendwie in dem tiefen, tiefen Meere versinken zu lassen. Man mag das bedauern; zu ändern ist es wohl kaum.

Nicht daß nun an den beiden letzten entscheidenden Konferenzen — Moskau und Teheran — von den Rechten der Völker nichts mehr gesagt worden wäre. Wer die Resolutionen genauer liest und die Verlautbarungen eingehender prüft, findet sicher mehr als ein Rosinchen im Kuchen. Allein indes für die Atlantik-Charta die Rechte der Völker das eigentliche Gerüste bildeten, ist das nun etwas anderes geworden; jetzt hängt leßlich alles an den Tragbalken der militärischen Kriegsführung, die weitgehend nicht nur die politische Kriegsführung, sondern auch die politische Nachkriegsführung in ihren Bann zu schlagen scheint — und alles andere ist nur Fassade, Propaganda — Rosinchen. Wer weiß — vielleicht war es auch am 14. August 1941 nichts weiter als Propaganda! Nun möchte sich zwar — außer den Hauptbeteiligten und dem Berliner Radiosprecher — gewiß niemand vermaßen, hinzustehen und zu sagen, welches die Ergebnisse der Konferenzen mit Väterchen Marschall tatsächlich gewesen sind. Allein wenn nur einmal aus den Umständen geschlossen werden kann, ja geradezu geschlossen werden muß, dann dieses Mal: die russische Diplomatie ist auf dem Marsch seit Moskau, und erst recht seit Teheran — und wer oder was wird sie aufhalten? Vielleicht liegt hier weitgehend eine Entscheidungsfrage beschlossen für Europa.

Die Symptome? Sie sind allzu vielfältig. Wer spricht noch von General Michailowitsch? Der Marschall Tito hat ihn geschlagen. Um die beiden Exilregierungen in Kairo ist es peinlich still geworden. In Süditalien geht ein scharfer Wind. Genehmigte Kongresse gegen den König, der eben erst noch von dem britischen Außenminister Eden gestützt worden war. Auch in Algier wird man immer eindeutiger. Der „cordon sanitaire“ wandelt sich zum Gegenteil: das russisch-tschechoslowakische Bündnis ist ohne Zweifel als ein großer politischer Erfolg der Sowjetunion zu werten; es sichert Stalin einen ersten fixen Außenposten in Mitteleuropa. Auch sprach man in Moskau — was nicht zu übersehen wäre — auffällig von dem „unabhängigen Österreich“. Polen sieht sich wohl vor eine der schwierigsten Stunden seiner schweren Geschichte gestellt. Wer aber gar von den drei kleinen Völkern des Baltikums zu sprechen beginnt, der trifft auf betretenes Schweigen. Auch von Finnland redet man nicht besonders gerne.

So ist es. Und es muß, wer sich zu objektivem und, vor allem, unvoreingenommenem Denken zwingt, gestehen, daß es gar nicht anders sein kann. Hat nicht die russische Armee diesen zweiten Weltkrieg entschieden?

Nun ist sie gewiß in ihren Wirkungsmöglichkeiten und ihrer Schlagkraft abhängig von jenen alliierten Lieferungen, die auch zur Ernährung der Bevölkerung unumgänglich scheinen. Wie weit aber geht diese Abhängigkeit? Wir wissen es nicht. Man hört viele Meinungen hierüber, und das Problem gehört vielleicht zu den meistdiskutierten. Und das mit hohem Recht: denn eben gerade in seiner Lösung ist vielleicht weitgehend die Entscheidungsfrage für Europa beschlossen . . . Allein mag nun die Abhängigkeit größer sein oder geringer — die acht Millionen Menschen hat schließlich niemand anders geopfert als Rußland. Daß aber diese Opfer das russische Volk nicht sich verbluten ließen, ist entscheidend — und so halten denn heute die Armeen Rußlands den Hebelarm der Geschichte im Osten weitgehend in ihren Händen. Und allein aus der Macht dieser Armeen hat sich die russische Diplomatie auf jenen Vormarsch begeben können, dessen bewegte Zeugen wir alle geworden sind. Denn die Macht allein entscheidet. Und so bleibt ein Friede, der sich nicht auf die Gewalt stützt, ein Traum. Das waren die Worte, mit denen Marschall Smuts am 25. November 1943 seine Rede einleitete. Acht Tage später, mit Teheran, ist sie den Völkern Europas vorgelegt worden.

Man hat diese Rede weitherum als Sensation empfunden. Vielleicht war sie auch nur die Feststellung einmal vorhandener Tatsachen, oder die Schlußfolgerung aus ihnen. Die wahre Sensation liegt eher in der ziemlich freimütigen Art, mit der hier über Dinge geredet wurde, die man bisher wohl nur anzudeuten wagte, da sie ja schließlich zu den heikelsten Problemen der Nachkriegszeit gehören. Allein es ist gut, daß das einmal ausgesprochen wurde. Denn es mag zur Klärung dienen.

Nun ist Smuts zweifellos als einer jener typischen Vertreter des Empirestandpunktes anzusehen, wie sie Wendell Willkie in seiner „Un teilbaren Welt“ so anschaulich schildert. „Wir werden Großbritannien reich an Ruhm und Ehre sehen, wie dies vielleicht noch bei keiner Nation jemals in der Geschichte der Fall war“. Die Welt aber soll durch das koalliierte Dreigestirn Amerika, Großbritannien und Rußland in Schranken gehalten und in Ordnung gebracht werden, ohne daß zwischen England und den U. S. A. eine engere Bindung zu geschehen hätte. Diese wird vielmehr ausdrücklich abgelehnt. Der Preis freilich, den Europa für diese Koalition zu zahlen hätte, erscheint einigermaßen hoch: „Rußland ist die neue Großmacht in Europa, die neue Großmacht, die diesen Kontinent beherrscht“. Allein — und hier tritt ein gewisser Widerspruch zu Tage —, trotzdem wird sich auch Großbritannien um den Kontinent bemühen; es wird ihn nämlich insoweit betreten, als es die Demokratien Westeuropas „zur Schaffung einer engern Verbindung mit Großbritannien und damit eines großen europäischen Staates“ zu gewinnen sucht. Denn die Neutralität ist ohnehin „außer Kurs und tot“.

Die Konzeption des Marschalls schließt demnach wohl die Einflußnahme Rußlands bestimmt bis weit nach Mitteleuropa als feststehenden

Faktor in ihre Berechnungen ein. Hier ist bedeutsam, daß die Erklärung zur Zeit der Konferenz von Teheran öffentlich abgegeben worden ist. Diese Erklärung ist, in Verbindung mit dem persönlichen Gewicht des Sprechers, wohl geeignet, die Teheraner Resolution zu ergänzen oder ihre Bedeutung zu erläutern. Man wird demnach von Vereinbarungen der Alliierten nach dieser Richtung auszugehen haben. Unsicher sind freilich noch die Grenzen dieses Einflußraumes, die Weite seiner Ausstrahlung über Rumänien nach dem Balkan, ob die Grenze vor oder hinter den Karpathen liegen, und ob sie Polen überschreiten wird. Allem Anschein nach wird ein osteuropäisches Bündnisystem unter russischer Führung geschaffen werden, und die Vermutung ist vielleicht nicht ganz abwegig, daß auch Wien in engere Bindung zu Prag und Moskau treten wird. Dieser östlich-russischen Einflußspäre entspräche dann die westlich-britische, vielleicht mit Frankreich als Einflußzentrum, dem übrigens der Untergang seiner Großmachtstellung noch ausdrücklich bescheinigt wird. Wir könnten uns dabei denken, daß praktisch eine Lösung im Sinne des Churchill'schen Unionsvorschlages vom Juni 1940 getroffen würde, ein Aufgehen also des französischen Empire, soweit noch vorhanden, in das britische, wobei, folgte man weiter Smuts'schen Gedankengängen, dem französischen Mutterland vielleicht der Charakter einer britischen Außenposition — analog der Tschechoslowakei im osteuropäischen Bündnisystem — zugebacht wäre. Man hat die lapidaren Feststellungen und die Perspektiven des Marschalls Smuts in beiden Frankreich mit Mißbehagen aufgenommen. Solange es freilich zwei Frankreich gibt, wobei im Mutterland und in der Dissidenz einer den andern bekämpft und ihn zu eliminieren trachtet oder sonst aus persönlichen und politischen Gründen, oft bis zum Tode, verfolgt, wird Frankreich eine andere „Position“ als die völliger Abhängigkeit von Großbritannien nicht wieder zu erringen vermögen. Allein die herablassende und summarische Art, wie in der historischen Rede mit Frankreich verfahren wurde, hat nicht nur jene bewegt, die sich noch der schweren Opfer zu erinnern vermögen, die dieses Land innert dem tödlich kurzen Zeitraum eines Vierteljahrhunderts „für die gemeinsame Sache“ gebracht hat. Und die auch noch wissen, daß es sich in Wahrheit an ihnen verblutet hat! Es haben sich dabei wohl Viele gedacht, wer es denn eigentlich gewesen sei, die einstmals jene unvergänglichen Werte der Menschheit geschenkt, und wo die Menschenrechte geboren worden sind, für die auch heute wieder, wie damals, geblutet wird. Sie wissen, daß dies Frankreich gewesen ist — und sie wissen auch, daß es die Soldaten Frankreichs waren, die einstmals jene stolze Fahne, das Licht der Freiheit, durch ein dunkles Europa zum Siege führten — daß es Franzosen waren — Franzosen, und nicht Südafrikaner.

Wenig abgeklärt ist noch die Rolle, die in dem neuen System den Kleinstaaten zugebacht werden soll. Allein es ist wohl kein Zweifel, daß hier sehr viel, wenn nicht alles, von ihrer Disziplin abhängt und von ihrem

Unabhängigkeitswillen, wie sie jenen Zeitraum der Unsicherheit durchschreiten werden, der vom kommenden Waffenstillstand, über eine Periode von vielleicht bis zu fünf Jahren, zum endlichen Frieden führen soll. Das dürfte wohl für beide Fälle gelten: ob die Westmächte dannzumal über die Macht verfügen, den russischen Vorstoß in Mitteleuropa festzuhalten, oder nicht, und wenn nein, ob die Russen überhaupt weiter vorstoßen wollen. Es stellt sich in diesem Zusammenhang eben, abgesehen von der militärischen Macht des Westens, die Frage nach dem Grade der russischen Lieferungsabhängigkeit. Diese Frage ist, wie man weiß, noch offen. Offen aber ist auch jene ganz andere Frage, jene Frage, die für die Kleinen, so scheint es, immer mehr an Gewicht zunehmen will: welches der Einsatz ist, den dann die Vereinigten Staaten von Amerika in das Spiel legen werden. Vielfältig sind die Hoffnungen, die hier der Erfüllung harren, und es blicken viele Augen über den Ozean. Bei Roosevelt haben zumal die Polen einigen Grund, an Hilfe zu glauben. Sie werden diese bald brauchen können; an ihrem Beispiel, und vielleicht an dem Finnlands, werden sich nun in Kürze die Einsatzmöglichkeit und der Einsatzwille zeigen, über die man drüben verfügt. Auch Wendell Willkie bestrebt sich, den Kleinen einige Hoffnung zu geben. Die unter fremdem Joch schmachten, werden ihm dankbar sein. Sie haben sich die Freiheit ehrlich verdient. Und so dürfen denn sie vor allem erwarten, am Ende nicht einer neuen, diesmal west-östlichen, „Großraumideologie“ geopfert zu werden.

Wir ändern aber wollen klaren Auges in die Zukunft schauen. Wir sind nicht ängstlich. Auch denken wir, man wird uns in dem zerشلagenen und zertrümmerten Europa vielleicht hier und dort brauchen können. Eine große Gefahr scheint gebannt. Eine zweite werden wir, wenn es sein muß, fest ins Auge fassen.

Das Kriegswerk des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz.

Von Carl J. Burckhardt.

Die Gründung des Roten Kreuzes ist ein Ereignis, das seit dem Altertum eine lange Vorgeschichte hat, indem durch die Jahrhunderte hindurch inmitten einer dem Rotkreuz-Ideal in jeder Hinsicht entgegenlaufenden Sitte immer wieder, da und dort, Bestrebungen des Mitleides und des Anstandes gegenüber dem hilflos gewordenen verwundeten oder gefangenen Feind vorübergehend aufleuchteten und auch wieder verloren gingen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts verstärkt sich diese Tendenz deutlich; im Laufe des 19. sodann setzt sie sich durch. Sie erwächst inmitten einer bestimmten Haltung des liberalen Bürgertums und eines bereits vielfach laizifizierten